

Exp. u. Redaktion  
Dresden-Neustadt  
H. Reihner Gasse 4.  
Die Zeitung erscheint  
Dienstag,  
Donnerstag und  
Sonntags  
früh.

Abonnements-  
Preis:  
vierteljährl. Mt. 1,50.

Zu beziehen durch  
die Kaiserlichen Post-  
anstalten und durch  
unser Boten.  
Bei freier Lieferung  
ins Haus erhebt die  
Post noch eine Ge-  
bühr von 25 Pfg.

# Sächsische Dorfzeitung

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.  
Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt,  
für die Ortshauptmannschaften des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden,  
Charandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Inserate  
werden bis Montag,  
Mittwoch u. Freitag  
Mittag angenommen  
und kosten:  
die 1. Spalte 15 Pfg.  
Unter Einverständnis:  
30 Pfg.

Inseraten-  
Ausnahmestellen:  
Die Arnoldische  
Buchhandlung,  
Invalidentank,  
Dankenstein & Bogler,  
Rudolf Rosse,  
G. L. Daube & Co.  
in Dresden, Leipzig,  
Hamburg, Berlin,  
Frankfurt a/M.  
u. s. w.

Nr. 12.

Donnerstag, den 27. Januar 1887.

49. Jahrgang.

## Abonnements-Einladung.

Bestellungen auf die „Sächsische Dorfzeitung“  
für die Monate Februar und März nehmen alle  
kaiserlichen Postanstalten und Postexpeditionen, sowie  
auch alle Landbriefträger gegen Vorausbezahlung  
von 1 Mark entgegen.

Die Verlags-Expedition.

## Politische Weltschau.

**Deutsches Reich.** In der am Montag stattgefun-  
denen Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses ergriff  
anlässlich der Verathung des Etats des auswärtigen  
Ministeriums Fürst Bismarck das Wort, um sich in  
eingehender Weise über die von ihm befolgte Politik und  
namentlich auch über die Gründe auszusprechen, welche  
die Regierung zur Auflösung des Reichstages veranlasst  
haben. Den ebenso bedeutsamen wie interessanten Aus-  
führungen des Reichskanzlers entnehmen wir Folgendes:  
„Die Presse hat vielfach behauptet, es sei doch ziemlich  
gleichgültig, ob die Militärvorlage auf 7 oder 3 Jahre  
in Kraft trete. Dieser Ansicht sind aber die verbän-  
deten Regierungen keineswegs; vielmehr glauben sie  
gerade auf ihrer Forderung bestehen zu müssen, um den  
Reichstag endlich einmal davon zu überzeugen, daß die  
Majorität desselben sich in einem großen Irrthume be-  
findet, wenn sie meint, es stehe dem Parlamente nach  
der Verfassung das Recht zu, nach seinem Belieben die  
Präsenzstärke des Heeres festzusetzen. Es handelt sich  
hier einfach um die Frage: Soll der Sinn unserer Ver-  
fassung für ewige Zeiten zweifelhaft bleiben oder wollen  
wir denselben nicht vielmehr auf dem Wege eines Kom-  
promisses zwischen den Regierungen und der Volk-  
vertretung so genau wie möglich präzisieren? Die Be-  
hauptung der Opposition, das Parlament könne, wenn  
es wolle, der Reichsregierung alle geforderten Geld-  
mittel verweigern, ist völlig unhaltbar; in diesem Falle  
hätte denn doch der Bundesrath auch noch ein Wort mit-  
zusprechen. Hält also auch die Majorität des neuen Reich-  
tages an der obigen Behauptung fest, so erscheint der  
Ausbruch eines Verfassungskonfliktes unver-  
meidlich. Diejenigen, die in einem Augenblicke, wo  
Gefahren für den Frieden nicht ausgeschlossen sind, jede  
Gelegenheit dazu benutzen möchten, um kleine Grenz-  
vertridungen zwischen den Rechten des Parlamentes  
und denen der Fürsten vorzunehmen, sind keine wohl-  
wollenden Diener des Vaterlandes. (Beifall rechts.)  
Die Herren erinnern mich mit diesen Verfassungs-  
streitigkeiten an den Regensburger Reichstag, wo sich

die kurfürstlichen und kaiserlichen Gesandten in Rang-  
streitigkeiten ergingen, während die Türken bereits vor  
den Thoren Wiens standen. (Sehr gut!) Ebenso  
kleinlich erscheint es mir, wenn unsere Abgeordneten  
sich darum streiten, ob sie dem Kaiser und den ver-  
bündeten Fürsten, die sich wahrlich während der seit der  
Gründung des Reiches verflochtenen 16 Jahre ver-  
fassungstreu benommen haben, im Augenblicke der Gefahr  
die nöthigen Mittel zur Verärkung der Armee auf 7  
oder 3 Jahre bewilligen sollen. (Beifall rechts.) Schon  
aus Gründen der inneren Politik müssen die Regierungen  
unter diesen Umständen an dem Septennate festhalten,  
damit Sie, meine Herren, nicht auf den Gedanken  
kommen, Sie könnten auf weitere Nachgiebigkeit unsererseits  
in dieser Richtung rechnen. Vor einem solchen Gedanken  
zu warnen, ist der Grund, weshalb ich hier nochmals  
das Wort ergriffen habe. Aber auch noch andere Rück-  
sichten zwingen uns, auf dem Septennate zu bestehen.  
Die Vorlage ist nemlich nicht nur dazu bestimmt, für  
heute unsere Wehrkraft zu erhöhen, nein, dieselbe verfolgt  
vielmehr den Zweck, eine Armee zu schaffen, auf Grund  
deren wir allen Gefahren, welche uns im nächsten halben  
Menschenalter bedrohen werden, ruhig in's Auge blicken  
können. Zwölf Jahre dauert bekanntlich bei uns die  
Heerespflicht und zwölfmal 16.000 Mann ausgehoben,  
ergibt gegen 200.000 Mann. Das Anwachsen der  
deutschen Streitmacht und Wehrfähigkeit halte ich für  
ein wesentliches Element des Friedens, weil es einen  
einschüchternden Eindruck auf das Ausland macht.  
Es ist nun wiederholt angedeutet worden, ich hätte die  
Absicht, wenn der neue Reichstag eine der Regierung  
günstige Majorität aufweisen sollte, mit meinen Monopol-  
projekten wieder hervorzutreten. Nein, meine Herren,  
die Monopole werden erst kommen, wenn wir einen  
unglücklichen Krieg geführt haben. Sind dann unsere  
Finanzen erschöpft, so wird es noch weit härterer Steuern  
bedürfen, nur um die uns vom Feinde auferlegte Kriegs-  
kontribution aufzubringen. Das ist eine Eventualität,  
welche auch der bestigste Monopolfeind nicht in Abrede  
stellen kann. Dann heißt es: Friß Vogel oder stirb!“  
(Stürmischer Beifall bei den Konservativen und National-  
liberalen.) Als zweiter Redner ergriff der Abg. Windt-  
horst das Wort, um im Wesentlichen etwa Folgendes  
auszuführen: „Mir will es immer mehr so scheinen, als  
gehe man an maßgebender Stelle mit der Absicht um,  
das allgemeine Wahlrecht zu beseitigen (sehr richtig!  
links) und eine Abänderung in der Zusammensetzung des  
Reichstages herbeizuführen, indem man nemlich keine  
besonderen Wahlen mehr vornehmen, sondern aus den  
Einzellandtagen Delegationen zusammentreten lassen will.  
Es gab eine Zeit, wo auch andere Leute diesen Modus für  
den richtigen hielten. Ich erinnere nur an den deut-

schen Bundesstag, auf dem von Seiten Oesterreichs eine  
derartige Bildung des Parlamentes vorgeschlagen wurde.  
(Hört, hört!) Damals widersetzte sich jedoch Preußen  
und zwar auf Anrathen des heutigen Reichskanzlers  
diesem Projekte. Wünschte Bismarck zu jener Zeit  
doch, die Sympathien des Volkes für seine Pläne hin-  
sichtlich der Einigung Deutschlands zu gewinnen und  
diese Sympathie sicherte er sich allerdings besser durch  
eine populäre Verfassung und durch das allgemeine  
Stimmrecht. Jetzt ist anscheinend diese Einrichtung un-  
bequem geworden und man möchte daher dieselbe wieder  
beseitigen. Ich meine theils hege kein Bedenken zu  
erklären, daß ich seinerzeit das allgemeine geheime  
Wahlrecht — geheime betone ich ganz besonders —  
nicht befürwortet haben würde, wenn ich noch als  
Minister im Amte gewesen wäre. Nachdem dasselbe aber  
die Grundlage geworden ist für die ganze konstitutionelle  
Entwicklung des Reiches, erkläre ich ebenso bestimmt,  
ich würde es für ein Unglück halten, wenn wir diese  
Basis zerstören wollten. Es wird mir und dem Lande  
eine ganz besondere Beruhigung sein, wenn derartige  
Gerüchten gegenüber der Reichskanzler versichern sollte,  
daß er keine Verfassungsänderung in obigem Sinne  
beabsichtigt. Was nun die Militärvorlage betrifft,  
so kann es angesichts der Hartnäckigkeit, mit der  
Fürst Bismarck seine Pläne zu verfolgen pflegt, kaum  
noch zweifelhaft erscheinen, daß wir vor dem Ausbruche  
eines sehr ernsthaften Konfliktes stehen. Diejenigen,  
welche ihn heraufbeschwören, mögen aber bedenken, daß  
dadurch die sociale Gefahr verdoppelt, ja vervierfacht  
wird, zumal ein Konflikt wegen des allgemeinen ge-  
heimen Wahlrechtes auf das Volk auferregend wirken muß.  
(Sehr richtig! links.) Denn auf nichts ist dieses  
eifersüchtiger, als auf seine verfassungsmäßigen Rechte.  
Man sagt mit Recht, das Parlament muß auf mög-  
lichste Sparsamkeit seitens der Reichsregierung dringen;  
andererseits wird aber ein verständiger Reichstag nicht  
auf Kosten der Sicherheit und Wehrhaftigkeit des  
Landes, wenn bedenkliche Zustände drohen, eine Re-  
duktion der Heeresziffer verlangen. Wenn man so  
wenig Vertrauen zur Vertretung des Volkes hat, so  
sollte man lieber die Verfassung und den Reichstag be-  
seitigen und eine absolute Monarchie herstellen.  
(Unruhe.) Es ist zuviel verlangt, wenn der Reichstag  
nichts weiter thun soll, als jede Forderung, welche die  
Regierung stellt, einfach bewilligen. Daß bei einer  
großen Krisis, wie die jetzige, sich verschiedene Parteien  
bilden, erscheint nur natürlich; das ist in der ganzen  
Welt so. Aber nicht in der ganzen Welt werden  
Parteien, die der Regierung keine unbedingte Folge  
leisten, sofort für Reichsfeinde erklärt. (Sehr richtig!  
links.) Es ist wunderbar, daß gerade diejenigen, die

## Feuilleton.

### Geliebt und verloren.

Roman aus der Gegenwart von Gustav Köffel.

(16. Fortsetzung.)

Sie barg den Brief rasch und jetzt sicherer in ihrer  
Tasche; dann eilte sie davon, nach dem Hause zurück,  
dessen Thüre sie wiederum verschloß.

Jetzt erst trat Otto aus dem ihn umhüllenden  
Dunkel hervor.

„Gut gespielt“, sagte er mit grimmigem Lachen,  
„eine vollendete Komödiantin! Aber was nützt das  
Alles, wenn man weltkluge Freunde hat, die uns die  
Blume nicht pflücken lassen, die am Abgrunde blüht.“

Damit begab er sich auf dem uns bekannten heim-  
lichen Wege nach dem Parke der „Villa Flora“ zurück,  
wo man seine Abwesenheit schon vielfach bemerkt hatte.

Sein Gesicht lag in düsteren Falten, er war sehr  
bleich. Dabei heuchelte er eine Heiterkeit, die nicht von  
Herzen kam und doch alle Wesen, bis auf einen, täuschte.

Dieser eine war Arthur von Feldern.

Er hatte trotz Otto's Zeugnen errathen, daß er zu  
den Waterna's in irgend welcher Beziehung stand. Er  
hielt ihn nur nicht für thöricht genug, eine ernste  
dauernde Verbindung mit ihnen zu suchen und glaubte,  
daß er vielleicht derjenige sei, der für eine standesgemäße  
oder richtiger luxuriöse Lebensweise der Familie sorgte,  
während ein Anderer im Begriffe stand, den zweifelhaften

Ruf der Waterna's mit seinem echten Namen wieder-  
herzustellen.

Infolge dieser Wahrnehmung beschloß Arthur gleich  
anfangs, seinen Freund und Schüler nicht mehr aus den  
Augen zu lassen. Er verstand aber seine Aufmerksamkeit  
so zu verbergen, daß Otto gar nichts davon ge-  
wahr ward.

Als Jener dann die Mauer überstieg, um sich zu  
Waleska zu begeben, war Arthur in seiner unmittelbaren  
Nähe.

Er verschmähete es, ihm auf demselben Wege zu  
folgen und das tête-à-tête zu belauschen, welches hier-  
nach wohl zu erwarten war.

Er behielt nur den Mauerprung im Auge. An-  
fragenden Freunden sagte er, daß er Otto bei dem Culen-  
thurm verlassen habe, wodurch deren Schritte und Blicke  
einer anderen Richtung zugelenkt wurden.

Als Otto gar so lange ausblieb, wurde Arthur  
etwas unruhig.

Als er ihn dann wieder hervorschieben sah mit  
dem verführten Gesichte und der erzwungenen Fröblichkeit  
in der Wiederbegrüßung seiner Gäste, sagte er sich: „Es  
hat eine scharfe Auseinandersetzung gegeben; es war ihm  
eine willkommene Gelegenheit, mit ihr zu brechen.  
Heute ärgert es ihn noch und morgen wird er zu mir  
kommen, um sich für die ihm erwiesene Wohlthat zu  
bedanken.“

### Siebentes Kapitel.

Graf Wanya's Schmerz.

Doktor Robertus saß in seinem Arbeitszimmer am  
Schreibtisch.

Der Charakter des ganzen Zimmers entsprach den  
ersten Studien, welchen Doktor Robertus in seinen  
freien Stunden sich hinzugeben pflegte.

Noch während er schrieb, wurde leise an die Thür  
gepöcht.

Der Doktor achtete des Klopfens erst gar nicht,  
bis dieses mehrmals und immer lauter wiederholt wurde.

Die Störung schien ihm sehr unwillkommen, ärger-  
lich rief er „herein“.

„Was willst Du, Johann?“ sagte er zu dem ein-  
tretenden Diener. „Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich  
um diese Zeit nicht zu sprechen bin?“

„Um Verzeihung, Herr Doktor, das sagte ich dem  
Herrn auch“, ließ sich Johann vernehmen, „aber er  
wollte sich nicht abweisen lassen und bestand darauf, den  
Herrn Doktor sprechen zu wollen.“

„Was will er denn?“ fragte Doktor Robertus noch  
immer misanthropisch.

„Das hat er mir nicht gesagt.“

„Kennst Du ihn?“

„Nein.“

„Nun, zum Teufel, Johann! Kannte er denn seinen  
Namen nicht?“

„Nein, er wollte den Herrn Doktor überraschen,  
sagte er.“

„Nette Ueberraschung!“ brummte Doktor Robertus,  
seine Feder wegwerfend. „Hole ihn herein und bleibe  
hier, bis ich Dich gehen heiße. Besser man läßt solche  
Leute gleich vor, als daß man ihnen lange Zeit giebt,  
sich in dem Vorzimmer umzusetzen. Also, Johann, herein  
mit ihm!“

„Zu Befehl, Herr Doktor.“